Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 34

Artikel: Die Aehrenleserin

Autor: Schwendener-Egli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647668

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mer und immer wieder Zeugniffe vorweisen und die andere halbe Welt hofft, gestützt auf Zeugnisse eine freie Stelle oder sonst irgend einen Borteil zu ergattern.

Das alles kommt einem vor wie ein Worträtsel: Ein Ding, das man ersehnt, an das man selbst nicht glaubt, aber von dem man hofft, es mache anderen doch Eindruck — wer fügt so etwas in Verse, so, daß die Antwort lautet: "Das Zeugnis?"

"Auf Zeugnisse gebe ich nichts! Ich schaue mir den Mann an — durch und durch!" sagt der Herr Bant- oder Fabrisdirektor. Auf die ausgeschriebene Stelle haben sich aber 144 Bewerber gemeldet. Nachdem der Herr Direktor ein Duzend "angesehen" hat, gibt er es auf, "den Mann anzuschauen", macht sich seufzend an den Berg der Anmeldeschriften — lies Zeugnisse — und muß nun doch diese zu Kate ziehen.

In N. ift die Stelle eines Lehrers ausgeschrieben, und es haben sich entsprechend dem großen Überfluß an Lehrfräften über 40 Bewerber angemeldet. Auch hier geht bei den Wählern der Spruch um, auf die Zeugnisse komme es nicht an und doch wird dann etwa vom einen oder anderen Kandidaten gesagt, er habe sehr gute Zeugnisse vorgelegt. Wenn diese dann schließlich auch nicht den Ausschlag geben, so haben sie vielleicht doch bewirft, daß der betressende Bewerber in die engere Auswahl fam.

Spenglermeister Klopfer sucht einen neuen Lehrling und auch er sieht die Schulzeugnisse der Jünglinge genau an, die sich die Lehrstelle beworden haben. Friz Binggeli kommt nicht in Frage; der hat ganz mittelmäßige Leistungen im Rechenen. Auch Werner Schletti kann er nicht brauchen und zwar der ungenügenden Leistungen im Zeichnen wegen usw. Mag der eine Lehrmeister etwas mehr Gewicht auf Schulzeugnisse legen, der andere etwas weniger: so ganz belanglos sind diese eben doch nicht, eine gewisse Bedeutung kommt ihnen trog aller Regierung immer und immer wieder zu.

Dies gilt nun ebenfalls von allen anderen Zeugnissen. Sicher werden sie zu hunderten und tausenden als Gefälligkeit ausgestellt, aber dann doch in den meisten Fällen oft bewußt, oft unbewußt in irgend einer Weise etwas nüanciert:

Es liegt ein — fast möchte ich sagen wesentlicher — Untersiched barin, wenn es im einen Falle heißt:

"Herr F. Minder hat die ihm übertragenen Arbeiten zur Zufriedenheit besorgt", im anderen

"Herr F. Minder besorgte seine Arbeit in jeder hinsicht zur vollen Zufriedenheit."

Mögen viele über die Zeugnisse und die Ausstellung von Zeugnissen abschätzend urteilen, mögen sie von ihnen sogar wirklich abgelehnt und mißachtet werden: Auch diese Berächter werden nicht viel anderes tun können, als im gegebenen Falle dann doch die vorgelegten Zeugnisse zu lesen und sie lesen heißt, sich ihrem Einslusse dus einem gewissen Grade aussetzen.

Bu wünschen wäre nun allerdings, daß wer in den Fall fommt, Zeugnisse ausstellen zu müssen, dies wirklich gewissenhaft und mit aller Klarheit besorgt. Wer einem Angestellten oder Arbeiter nicht mit gutem Gewissen ein gutes Zeugnis geben kann, das diesem alse Empfehlung dienen wird, begnüge sich damit, einfach zu bescheinigen, wie lange jener in der betressenden Stelle im Dienste gestanden hat. Man vergesse nie, daß Gesälligkeitszeugnisse früher oder später sich als solche erweisen, und daß der Aussteller dann in ein merkwürdiges Licht gerückt wird.

Zeugnisse so zu lesen, daß sie einem ein richtiges Bild des Inhabers zu bieten vermögen, ist ganz bestimmt nicht leicht. Noch schwerer und manchmal recht undankbar aber ist es, Zeugnisse so auszustellen, daß sie allem gerecht werden: dem Arbeiter wie der verrichteten Arbeit, dem Aussteller wie dem, der sie lesen soll.

Die Aehrenleserin

von Martha Schwendener-Egli

Ein junges Mädchen im Sonntagsstaat, einen Koffer in der Hand, schreitet auf dem Weg zwischen wogenden Kornfeldern hindurch, dem Schloßgut zu. Doch es tritt nicht durchs hohe Tor, es schwenkt hinüber zur alten Hütte mit dem moosisgen Schindeldach, wo die Marianne "3'Hus" ist.

Die Marianne steht just vor der Hütte und hackt auf einem niederen Scheiterstock Keisig. Sie schaut nicht von der Arbeit auf als sich Schritte nähern. Marianne ist schwerhörig — schwerhörig geworden vom Alter. Erst als das junge Mädchen neben ihr steht, wendet sie sich, läßt die Art sallen und schlägt die Hände zusammen: "Bhüetis Gott! 's Anneli!"

"Ja, Großmutter. Denk, ich komme zu dir in die Ferien!"

Großmutter und Enkelin begrüßen sich. Das Mädchen erzählt, daß seine Herrschaft in die Ferien gefahren sei und daß es ebenso lange wegbleiben könne. "Zwei Wochen! Ach, Großmutter, du weißt ja gar nicht, wie schön das ist — fort aus der Stadt — aufs Land!"

"Morgen fängt die Ernte an. Da wirst du ja gleich sehen, wie schön das Landleben ist", lächelt die Großmutter weise.

"Großmutter, da fann ich ja — wie früher als Kind — Ühren lesen", jubelt das Mädchen.

"Ja, das darfft du gern. Aber jest komm' doch erst in die Stube. Großmutter öffnet die Türe und heißt die Enkelin eintreten. Wenig später steigt ein Räuchlein vom offenen Herd zur Dachlucke hinaus. Kaffeedust durchzieht Küche und Hausgang und bald sitzen die beiden plaudernd am Tisch.

Die Abendsonne dringt zwischen den Geranien hindurch in die ärmliche, aber saubere Stube, mit dem "Int" an der Wand

und der bemalten Truhe. Bom Schloßgut her tönt der klingende Schlag eines Dengelhammers. Ein Wagen lärmt irgendwo über die "Bsehi". Draußen in den Wiesen zirpen die Grillen. Und dann hört man die der Handharmonika eigenen, so wehmut-sehnsuchtsvollen Klänge.

"Wer spielt da so schön?" fragt das junge Mädchen und öffnet das "Löisterli" etwas weiter.

"Der Meisterknecht vom Schloßgut ist es", antwortet die Großmutter.

Beide sigen nun still und horchen. Großmutter hat die Hände im Schoß gefaltet und balb sinkt ihr greises Haupt in einem Nickerchen vornüber. Das Mädchen aber schaut zum Fenster hinaus und atmet tief den würzigen Duft, wie er an Sommerabenden über dem Land liegt, in sich ein. Die Musik drüben verklingt. Stille liegt über der ganzen Gegend — ländelicher Abendfrieden.

Bierzehn Tage später. Biele große Fuber mit schweren Garben sind inzwischen auf die Einfahrt des Schloßgutes gesahren. Weit dehnen sich die Stoppelselder. Nur die seinen Rispen des Hafers zittern noch im Abendwind. Aber morgen wird auch da das summende Lied der Sensen erklingen, denn, die Körner auf ihre Reise prüsend, schreitet der Meisterknecht vom Schloßgut dem Feld entlang.

Auf den Stoppeln nebenan lesen die Marianne und das junge Mädchen die abgefallenen Ahren. Emfig haschen die Finger — hierhin — dorthin. Die Säcklein füllen sich — füllen sich mit dem Korn der Armen, das ihnen der reiche Bauer zusammenzusuchen erlaubte. Ahren — wie viele hat die Marianne Zeit ihres Lebens vor dem Berderb gerettet? Ahren —

Korn — Mehl — — die Ahrenleserin weiß sie zu schätzen, die Gabe Gottes, das tägliche Brot.

Anneli ift fräftiger geworden durch die Landarbeit. Tagsüber half sie gar oft auf dem Schloßgut, beim Ausbreiten des Getreides, beim Häufeln, beim Sammeln. Ganz braungebrannt ist ihr Gesicht, der Nacken und die bloßen Arme. Und rote Fangen hat sie nun.

"Sie ist ein hübsches "Chröttli", denkt die Großmutter und laut sagt sie: "Mir tut das Kreuz so weh. Ich geh' jetzt nach hause — kochen."

"Ich tomme bald nach. Nur noch den Streifen dem Safer

entlang", entgegnet das Mädchen ohne aufzuschauen. "Sie ist ein bübsches "Chröttli", denkt auch der Meisterknecht. "Und schaffen kann sie auch." Er schlendert am Kande des Haserselbes dabin. "Machst nicht bald Feierabend?" frägt er.

"Ich möchte noch gern fertig machen. Morgen muß ich ja wieder fort und Großmutter klagt so über Weh im Rücken."

"So, du gehst wieder in die Stadt zurück. Schade, daß du an der "Sichleten" nicht mehr da bist. Warum bleibst du eigentlich nicht bier?"

"Was sollte ich da tun?" frägt das Mädchen erstaunt.

"He, bei der Großmutter bleiben — und — und bei mir", macht er stotternd.

Unnesi neigt sich noch tiefer über die Stoppeln. Ist ihr Gesicht von der untergehenden Sonne so rot oder —

Der Knecht steht da, die Hände in den Hosentaschen und wartet auf die Antwort. Aber plözlich erhebt sich das Mädchen. "Ich muß heim", und will sich entsernen. Aber der Knecht packt sie am Arm. "Du — gehst du wirklich in die Stadt zurück?"

"Ja. Aber —"

"Uber?"

"Aber ich komm' ein anderes Mal."

"Gelt, du fommst heute abend hinters Haus, zum Holunderstrauch?" bettelt er.

Sie schaut ihm in die Augen. Darin sieht sie, daß er es ehrlich meint. "Ja", lispelt sie und versucht, seine Finger von ihrem Arm zu lösen. Nach einem sesten Druck gibt er sie frei.

Haftig geht sie davon, dem alten Haus zu. Wie ihr Herz klopft! Doch nicht vom raschen Gehen. Sie liebt ihn — das ist es. Und er liebt sie — sie fühlte es am Druck seiner Hand.

Und als sie sich beim Brunnen den fühlenden Wassertrahl über die Arme rieseln läßt, da sinnt sie: "Bor vier Jahren habe ich dem Land den Rücken gekehrt — ging in die Stadt dienen. Warum eigentlich? Sicher nicht nur wegen dem bischen mehr Lohn. Nein, eine gute Partie hoffte ich dort machen zu können. Aber schnell genug habe ich gemerkt, daß in der Stadt so vieles nur Schein ist. Gottsried, der Knecht aber, ist kein "Gschnigleter". Ein kräftiger Bursche ist er und an Leib und Seel gesund. Er wird schon eine Familie durchbringen. — Ja, ich werde auss Land zurückehren — zu ihm."

Uroleid

Von Maria Dutli=Rutishaufer

Daß das Aroleid an einem stillen Ort im Wallis liegt, hat was Gottfried Keller erzählt. Sein Gedicht können wir 10ch fast auswendig. Gegenden, über die berühmte Dichter schrieben, sind, besonders nach dieser Dichter Ableben, sehr besucht. Man will seinen Freunden doch sagen können, daß man dieses Aroleid gesehen hat — das macht sich gut und gibt Zeugnis von der literarischen Höhe, auf der man steht.

Wer aus solchen und ähnlichen Gründen ins Aroleid hinaussteigt, kommt nicht auf die Rechnung. Es gibt ja nicht einmal einen Ansichtskartenskand dort oben — wie soll man da der Belt kundtun können, daß man wirklich die Hütte gesehen hat, vor der die Mutter die Hände rang? Und es hat kein Hotel oben, wo man Wein trinken kann, und die Sennhütten sind am Tage von Menschen und Geistern verlassen. Was gibt es also Besonderes in diesem Aroleid? Lohnt es sich, den Weg von Jermatt her zu machen, um zu sehen, wie da oben wie anderswo im Wallis die Weiler aussterben?

Für die Leute, die nach Dingen jagen, über die sie später lange erzählen können, ist das Aroseid nichts. Die sparen sich die Zeit besser ein und gehen schnurstraks den Weg nach Schwarzsee weiter, von dem sie immerdin sagen können, er sei so und soviel Meter hoch gesegen. Das Aroseid gehört den Menschen, die eine Gegend nicht nach der Höhe bewerten und nicht nach der Bettenzahl ihrer Hotels. Aroseid! Der Name ist Gesang, er birgt in sich eine Melodie, der man nachgeht in stiller Stunde. Aroseid! Das Lied jauchzt nicht, ist keine Tanzweise. Man wird nachdenklich dabei. Es liegt in ihm die Schwere des Lebens dieser Menschen im Wallis, es siegt in ihm leise Trauer und doch wieder die Stärke, mit der das Weib in Gottsried Kellers Gedicht ihr Los getragen.

Aroleid ist keine Ortschaft, nicht einmal ein Weiler. Es ist ein weites Gebiet von Alpen und Weiden, mit verstreuten Hütten, unter dem Aarwald gelegen. Sennen hausen im Sommer auf den Alpen. Sie besorgen ihr Bieh und machen Käse. Im Weiler Zumsee gibt es ein paar Häuser, die aber auch nur

im Sommer bewohnt find. Eine alte, freundliche Frau ift dort oben, und fie erzählt, was die Sennen einem verschweigen:

Ja, das sei nun Aroleid. Zumsee gehöre auch dazu. Und der große Wald auch. Aber eigentlich sei das nur eine Behauptung der Gelehrten, die Karten machen. Im Bolke herrsche die Ansicht, das Aroleid beginne erst unterhalb der Weiden von Zumsee. Aber wenn halt die Fremden einsach das Aroleid gesehen haben und doch nicht weitergehen wollen als dis nach Zumsee. — Schade sei's, denn dort drüben im wirklichen Aroleid, wo noch die Geister umgehen — Ganz geheimnisvosleid, wo noch die Geister umgehen — Ganz geheimnisvoslwerden die Augen der Alten. Kein, mehr dursten sie auch nicht sagen, weil nun neuestens erwiesen sei, daß die Geister überbaupt nie existiert hätten. Im Geheimen allerdings glaubten sie eineweg daran, nur sagen sie es nicht mehr laut.

Es ift gut, den Rat der Alten zu befolgen und einen Nachmittag lang ins Aroleid zu wandern. Man kann sich dort am ftillsten, schönften Ort auf ein Polster von unsagbar bunten Alpenblumen niederlassen und die Aussicht bewundern. Man kann aber auch die Augen zumachen und den Zauber auf sich einwirfen laffen, der bier wie felten andersmo über der Begend liegt. Man finnt dem Namen nach, den diese Matten tragen, dieser traurigen Geschichte vom Mar, der so tiefes Leid gebracht hat dem Beibe, deffen Mann und Kind er ins Berderben stieß. Sonderbar ist der Name, beglückend die Tatsache, daß vor vielen hundert Jahren Menschen hier lebten, die fo viel Sinn und so viel Rlang in ein Wort legen konnten. Wer ftundenlang unter dem ftahlblauen Himmel im Aroleid ge= träumt hat, der erfaßt diesen Sinn und versteht auch, wie es möglich mar, diesen Namen bis auf unsere Zeit zu erhalten. Ihm wird der Zauber offenbar, der diesem durch Liebe und Leid geheiligten Boden innewohnt — er weiß dann auch, daß die Wallifer Geiftergeschichten nicht nur Aberglauben find, fondern pietätvolles Gedenken der Menschen, die hier schafften, fich freuten und ftarben, die aber nicht tot find, weil ihr Beift immer wieder neu geboren wird hier oben, wo man nicht mit den furgen Magen der Tiefe mißt!